

A comic book style illustration of three Black women. The woman at the top left is lying down, looking towards the viewer with a slight smile. The woman in the center is looking upwards and to the right. The woman at the bottom right is lying down, looking towards the viewer. The background is divided into red, yellow, and orange sections.

MAIKA MOULITE UND MARITZA MOULITE

ONE OF THE GOOD ONES

 Loewe

Unverkäufliche
Leseprobe

MAIKA MOULITE UND MARITZA MOULITE

ONE OF THE GOOD ONES

Aus dem Amerikanischen von
Silvia Kinkel und Constanze Wehnes





ISBN 978-3-7432-1155-1

1. Auflage

erschienen unter dem Originaltitel *One Of The Good Ones*,

Copyright © 2021 by Maika Moulite and Maritza Moulite

Published by Arrangement with Maika Moulite and Maritza Moulite c/o NEW LEAF
LITERARY & MEDIA, INC., 110 West 40th Street, Suite 2201, NEW YORK, NY 10018 USA

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Für die deutschsprachige Ausgabe © 2021 Loewe Verlag GmbH, Bindlach
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Silvia Kinkel und Constanze Wehnes

Umschlagillustration: © 2021 by Harlekin Enterprises ULC

Umschlaggestaltung: Michael Dietrich

Printed in the EU

www.loewe-verlag.de

To sisters. And sistahs. All of us.

TEIL EINS

Es wird in naher Zukunft einen Tag geben, an dem dieser Reiseführer nicht mehr nötig ist. Dann werden wir in den Vereinigten Staaten die gleichen Rechte und Privilegien wie alle anderen haben. Der Tag, an dem wir die Herausgabe dieses Buches einstellen können, wird großartig, denn dann können wir hingehen, wohin immer wir wollen und ohne uns schämen zu müssen.

VICTOR HUGO GREEN

KAPITEL 1

HAPPI

DONNERSTAG, 26. JULI –
3 MONATE UND 9 TAGE SEIT DER FESTNAHME
CHICAGO, ILLINOIS

Sie gehörte mir, bevor sie irgendetwem sonst gehörte. Ganz mir. Teilweise mir. Jetzt gehört sie dir und euch und T-Shirts und Demos und Songs und Dokumentationen. Es heißt, sie hätte eine strahlende Zukunft vor sich gehabt und sei ein Stern gewesen, dessen Licht zu früh erlosch. Sie hätte die Welt verändert. Das stimmt alles, aber es ist nicht die ganze Wahrheit. Kezi war mehr als die Summe aus ihrer Intelligenz, ihren Schulnoten und ihrer Stimme. Sie war mehr als ihre Zukunft. Sie hatte eine Vergangenheit. Sie lebte ihre Gegenwart.

Sie hätte mir gehören können.

Mir gehören sollen.

Schließlich war sie meine Schwester, bevor sie eure Märtyrerin wurde.

Selbst wenn ich reglos dasitze wie eine Löwin, die ihre Beute belauert, rase ich innerlich. Mir schwirrt der Kopf von all den Gedanken, die ich nicht ausspreche. Mein

Herz pocht unregelmäßig gegen den Brustkorb, immer nur einen Schlag davon entfernt, ihn zu durchstoßen. Ich müsste daran gewöhnt sein. Aber man gewöhnt sich nie daran, dass Fremde einem solidarisch den Arm um die Schultern legen, sich für etwas entschuldigen, wofür sie nichts können. Schon gar nicht, wenn es sich so unwirklich anfühlt, dass Kezi von uns gegangen ist. Wie sollte es auch anders sein, wenn ich nicht einmal die Chance bekam, ein letztes Mal ihr Gesicht zu sehen, bevor sie ihren Leichnam verbrannten und die Asche in die Urne füllten.

Meine Eltern sind bereits in der Aula, sitzen auf ihren Ehrenplätzen in der ersten Reihe. Ich werde mich zu ihnen gesellen, zögere es aber bis zum allerletzten Moment hinaus. Bis es losgeht. Als alles zusammenbrach, trafen wir eine Vereinbarung. Ich werde mitspielen und eine billige Kopie der Tochter sein, die sie verloren haben, eine beständige Erinnerung der Welt daran, dass sie eine von den Guten gewesen ist. Doch bevor die Scheinwerfer uns anstrahlen und die Handys auf unsere tapferen, traurigen Gesichter gerichtet werden, will ich nur ich selbst sein. Die Verlorene Tochter.

Ich spähe auf mein eigenes Handy. Nichts. War ja klar.

Ich sinke auf die harte Bank draußen vor dem Harold Washington Theater, in dem der Ortsverband Chicago der National Alliance for the Progression of Black People seine jährliche Preisverleihung für herausragende Leistungen veranstaltet. Ich versuche zu atmen. Ich möchte nichts und niemandem die Ehre erweisen. Ich will nicht da drin sein. Ich will einfach nur so tun, als sei diese Holzbank eine Wolke und ich ein ganz normales Mäd-

chen, das draußen sitzt und die letzten Sonnenstrahlen am Ende eines ereignislosen Tages genießt. Man nennt es die goldene Stunde. Das hat mir vor ein paar Wochen ein Fotograf erzählt, während ich darauf wartete, dass meine Mutter geschminkt wurde für ein Fotoshooting des *Essence Magazine* über »Amerikas neue Bürgerrechtler*innen«. Das neue Normal.

Er fummelte an seiner Kamera herum, nahm die riesige Zoomlinse der Canon ab und steckte sie wieder drauf. Und offenkundig gehörte er zu den Menschen, die Stille nicht ertragen können. Manche Leute sehen mich und müssen einfach etwas sagen. Ich kann die Panik in ihren Augen lesen, wenn ihnen die Erkenntnis ins Bewusstsein kriecht. *Komm schon, sag etwas Nettes, bloß nichts Dummes.* Aber anstelle der üblichen *Es-tut-mir-so-leids* und *Du-bist-so-tapfers* plapperte er weiter über die magischen Augenblicke, wenn die Sonne aufgeht und kurz bevor sie untergeht. Im Ernst, das war wie ein Schwall frischer Luft.

»Viel weniger Schatten«, sagte er. »Dann kann sich dein Motiv nirgendwo verstecken.«

»Ich glaube, das hat meine Schwester mal erwähnt«, erwiderte ich. »Sie war YouTuberin.«

Entsetzt riss er die Augen auf. *Natürlich.*

»Ja, klar! Oh Mann. Es tut mir so –«

»Schon gut.« Ich hatte zu früh gesprochen.

Das war damals. Jetzt frage ich mich gerade, wie lange man wohl draußen sitzen muss, bis die Haut dunkler wird, als ich durch meine geschlossenen Lider spüre, dass sich das Licht verändert. Jemand steht vor mir und verdeckt die Sonne. Mein Herz ist kurz davor, meinen Brustkorb, meine Eingeweide, meine Haut, mein Top zu

durchstoßen. Wie eine Kugel, nur größer. Ich reiße die Augen auf und schleudere abwehrend meine Handtasche von mir. *Dämlich, dämlich, dämlich. Jeder geistesgestörte Fremde kann dich hier draußen erkennen und –*

»Autsch!«

Es ist noch schlimmer, als ich dachte. Es ist Genny.

»Was machst du denn hier?«, frage ich. Sie ist Systembiologin und wohnt quasi in ihrem Labor. Mom, Dad und ich sind seit ein paar Tagen in Chicago, aber Genny ist in Los Angeles geblieben. Es hat mir nichts ausgemacht.

»Ich bin gerade erst angekommen«, antwortet sie und reibt sich die Schulter. Mist! Ich hatte auf das Gesicht gezielt. Sie reicht mir meine Handtasche. »Wieso bist *du* noch nicht drin? Es geht jeden Moment los.«

»Ich wollte einen Augenblick allein sein«, erwidere ich und recke die Arme hoch über den Kopf, ehe mir ein blonder Mann in einem geparkten Wagen auf der anderen Straßenseite auffällt, der mich interessiert beobachtet. Unsere Blicke treffen sich. Er lächelt. Ich runzle die Stirn und beuge mich instinktiv vor. Man ist nie allein.

Piep. Piep. Piep.

»Das ist mein Einsatz.« Ich schalte den Wecker meines Handys aus und stelle es auf lautlos. Nachrichten von Santiago müssen jetzt warten. Als ob er sich melden würde. »Sorry«, murmele ich.

Sie schüttelt den Kopf. »Hab schon verstanden. Ich hätte dich nicht so überfallen dürfen. Keine Ahnung, was ich mir dabei gedacht habe.«

Wir sind nie auf derselben Wellenlänge. Schon komisch.

Ich zucke mit den Schultern, während ich mich mühsam erhebe, die schwarze Röhrenhose glatt streiche, zu

der ich Mom überredet habe, und meine beige, in den Bund gesteckte Rüschenbluse zurechtzupfe.

»Sagtest du nicht, du würdest es nicht schaffen?« Ich werfe Genny aus den Augenwinkeln einen Blick zu. Sie bewegt einen riesigen Hartschalenkoffer mit Rollen auf dem Bürgersteig vor und zurück. Natürlich ist er in zweckmäßigem Schwarz. Aber erstaunlich groß für eine Nacht. Dabei bin doch angeblich *ich* die Eitle.

Genny verharrt mitten in der Rollbewegung. »Ich habe ein paar Sachen verschoben ... Kezi hat sich ständig darüber ausgelassen, wie wichtig Chicago für die Geschichte der Schwarzen ist. Beim Mittagessen hat sie mir mal erzählt, dass Obama vor seinem Jurastudium hauptsächlich wegen dieses Burschen hierhergezogen ist.« Sie schaut zur Tür des Theaters hinter uns, auf die klobigen Neonbuchstaben, die Harold Washington ergeben, der erste Schwarze Bürgermeister von Chicago.

»Oh. Und ich dachte, es hätte an Michelles Pheromonen gelegen.«

Sie blinzelt.

Beim Mittagessen.

Ich hasse es, wenn sie das tut. Von den schwesterlichen Dingen schwärmt, die sie ohne mich getan haben. Ärger steigt hoch bei dem Gedanken, dass Genny so viele frischere Erinnerungen an unsere mittlere Schwester hat als ich. Obwohl ich nur ein Jahr jünger bin als Kezi, habe ich genau einmal mit ihr zusammen Mittag gegessen, seit ich mit der Highschool anfang. Genny und Kezi trennten gut sieben Jahre und sie haben sich regelmäßig einmal in der Woche getroffen.

Ich hasse mich dafür, dass ich um den Titel wetteifern

will, wer Kezi näherstand. Wozu auch? Ich verliere jedes Mal. Und nichts davon bringt sie wieder zurück.

Wir betreten das Theater, und ich bleibe nicht stehen, um auf Genny zu warten, die einen Platzanweiser bittet, ihren Koffer irgendwo sicher zu deponieren. Ich gehe weiter, jogge beinahe, um die Blicke, die mir durch den Mittelgang der Aula nach vorn folgen, verschwimmen zu lassen, zu entmenslichen. Ich lasse mich auf meinen Platz fallen, ohne die Anmut, die man nach den vielen Jahren Ballett-, Jazz- und Stepptanz-Unterricht erwarten würde. Oder nach siebzehn Jahren als Tochter von Naomi Smith.

»Also los, geben wir ihnen unsere Trauer zum Fraß«, flüstere ich und verschränke die Arme.

»Tz-tz.« Meine Mutter braucht keine richtigen Wörter, damit ich sie verstehe. Schnalzen und Seitenblicke genügen, damit macht sie ihren Standpunkt perfekt deutlich. *Reiß dich zusammen*. Sie wendet sich ein wenig zur Seite und ergreift die Hand meines Vaters. Die Finger der beiden verschmelzen auf ihrem Schoß zu einem Knäuel. Ich ignoriere das Blitzlicht eines Fotoapparats, der diese ungezwungene, kein bisschen inszenierte Zurschaustellung ihrer mutigen Liebe einfangen will.

Das Licht wird gedimmt, und funkige Soulmusik klimpert los, als Genny auf den freien Platz neben mir gleitet. Sie schaut entschlossen nach vorn und schweigt, aber das *Tap-Tap* ihres Zeigefingers auf der Armlehne verrät mir, dass sie mir die Meinung geigen möchte, weil ich sie mit dem geschwätzigen Platzanweiser am Eingang zurückgelassen habe. Aber das wird sie nicht tun. Sich in der Öffentlichkeit gut zu benehmen, liegt in ihrer Natur. Im

Gegensatz zu mir musste es ihr nicht eingeflößt werden. Noch etwas, das sie und Kezi gemeinsam haben.

Hatten.

»Willkommen, seid willkommen!«

Der Vorsitzende des NAPBP's Chicago Ortsverbandes bleibt hinter dem Acrylpodium stehen und nickt, während Applaus den Saal erfüllt. Er rückt seine babyblaue Seidenkrawatte zurecht und lächelt so breit, dass seine Mundwinkel praktisch am Hinterkopf zusammentreffen.

»Willkommen zu unserer jährlichen Preisverleihung für herausragende Leistungen. Wir sind ja so gesegnet, jene Menschen, die diese Stadt und unser Land bewegt haben« – er deutet eine Verbeugung in Richtung meiner Familie an – »heute Abend hier begrüßen zu dürfen.«

Applaus.

»Ja, in der Tat. Diese Menschen haben unsere Gemeinden aufgerüttelt und uns viel zum Nachdenken gegeben. Wisst ihr, ich habe nächtelang darüber gegrübelt, wer wir sind.«

Pause.

»Was wir verdienen.«

»Sag es!«, ruft eine Frau von hinten.

»Und was wir nicht länger hinnehmen.«

»Erzähl es ihnen!« Ich drehe mich um und sehe, dass ein Mann in der mittleren Reihe von seinem Platz aufgesprungen ist.

Der Vorsitzende des Ortsverbandes zieht aus den Tiefen der zahlreichen Taschen seines Nadelstreifenanzugs ein Taschentuch und wischt den Schweißfilm von seiner Stirn, der sich dort erstaunlicherweise schon gebildet hat.

»Wir haben noch einen weiten Weg vor uns, das ist

wahr. Aber jetzt feiern und würdigen wir das bisher Erreichte.«

Das klingt alles gut. Die Leute sind begeistert. Sogar die zu einem Knoten verschränkten Hände meiner Eltern haben sich entflochten, um diesem Mann begeistert zu seinen Worten zu applaudieren. Aber ich bin immer noch ohne meine Schwester. Ich kann mich immer noch nicht damit abfinden, was ihr zugestoßen ist. Gerade einmal drei Monate ist es her. Ich weiß nicht, ob ich das je können werde. Wie ein Roboter führe ich meine Hände zusammen, als die Show richtig anfängt, zuerst mit einer ergreifenden Interpretation der Nationalhymne der Schwarzen, bei der alle außer mir zu wissen scheinen, dass es auch noch eine zweite und dritte Strophe gibt.

Die Veranstaltung zieht sich hin. Es werden Gedichte vorgetragen, und Blaskapellen der Highschool und der HBCU treten auf. Urkunden für akademische Leistungen frischgebackener Absolventen werden überreicht. Gennys Hand, deren Finger schon lange aufgehört haben, ärgerlich zu trommeln, bewegt sich Stück für Stück dorthin, wo mein Ellenbogen auf der Lehne zwischen unseren beiden Plätzen ruht, während die Schülerinnen und Schüler auf der Bühne ihre Erfolge bejubeln. Ich ziehe meinen Arm weg. Mitleidig und gleichzeitig verärgert sieht Genny mich an. Es werden noch weitere erwähnenswerte Leistungen hervorgehoben, und dann ist es endlich an der Zeit für den Hauptredner.

»Unser nächster Gast hatte nie vor, berühmt zu werden. Sie hätte nie gedacht, dass sie dazu berufen sein würde, jene Last zu schultern, die sie nun jeden Tag mit sich herumträgt. Sie hat sich nie vorstellen können, jenen An-

ruf zu erhalten, vor dem sich alle Eltern fürchten, den aber viel zu viele Schwarze Mütter und Väter in diesem Land entgegennehmen müssen.«

Die gerade noch in Feierlaune befindliche Menge beruhigt sich, es herrscht jetzt eine bewegte Stille, jene gespannte Ruhe, die dem Erweisen von Respekt vorbehalten ist. Um zu würdigen, dass nun jemand Bedeutendes sprechen wird. Meine Mutter streicht nervös den Rock über ihrem Schoß glatt, während sie darauf wartet, dass der Vorsitzende seine Einleitung beendet. Sie atmet zitternd aus, und mein Dad drückt behutsam ihr Knie, um ihr Mut zu machen.

»Naomi Smith ist in Los Angeles, Kalifornien, ansässig. Sie und ihr Mann, Malcolm Walker Smith, sind Pastorin und Pastor der Resurrection Baptist Church. Sie ist die Mutter dreier wunderschöner junger Frauen – von denen eine nicht mehr unter uns weilt. Keziah Leah Smith, von ihren Freunden Kezi genannt, starb sinnlos durch die Hände genau jener Menschen, die sie eigentlich schützen sollten. Ihr Tod im April, der auf ihre ungerechtfertigte Festnahme bei einer Demonstration für soziale Gerechtigkeit folgte, hat uns bis in die Tiefen unserer Seelen und darüber hinaus erschüttert. Und dennoch ist Naomi mit solch bewundernswerter Würde und Entschlossenheit aufgestanden, sie spricht für so viele Familien, die gezwungen wurden, diesen gefährlichen Weg zu gehen. Heute erhält sie stellvertretend für Kezi den NAPBP Courage Award.«

Mom steht auf und lässt noch einmal langsam die Luft zwischen ihren Lippen entweichen. Dad schaut mit einem aufmunternden Nicken zu ihr hoch und lächelt.

Während sie auf die Bühne geht, beginnt das Publikum zu klatschen. Erst langsam, als fürchteten die Menschen, zu viel Lärm zu machen. Aber schon bald stehen alle und klatschen laut in die Hände, während der Vorsitzende die Arme ausbreitet und Mom umfängt, und zwar im perfekten Winkel für die Kameras. Mom nimmt ihren Platz hinter dem Rednerpult ein und lächelt, bis der Applaus endlich verebbt und sich alle wieder setzen. Als sie sich an das Publikum wendet, ist sie nicht mehr Mom. Sie ist die Familiensprecherin. Die erfahrene öffentliche Rednerin. Die geschliffene Predigerin, die sich an ihre hingebungsvolle Gemeinde wendet. Die Würde und Geschwindigkeit, mit der sie in diese Rolle schlüpft, erklärt sich für manch einen nur als gottgewollt.

»Zunächst möchte ich der NAPBP dafür danken, meine Familie und mich heute hierher eingeladen zu haben. Es ist eine große Ehre, unter einigen der am härtesten arbeitenden Menschen unserer Generation zu sein, und ich nehme diese Auszeichnung anstelle meiner Tochter Kezi demütig in Empfang. Gott, s... sie sollte hier sein.« Mom macht eine Pause, um sich zu räuspern.

»Als Kezi zur Welt kam, lächelte sie mich sofort an. Natürlich war sie zahnlos, schreiend und brüllend wie ein kleiner Tornado. Aber als sie ihre ersten Atemzüge auf dieser Seite der Schöpfung tat, hielt sie lange genug inne, um mich anzulächeln, zu glucksen und mich wissen zu lassen, dass sie ihre Mama erkennt. Das war Kezi. Geradeheraus und bereit, alles lautstark hinauszuschreien, selbst als sie noch nicht über die Wörter verfügte. Aber sie nahm genügend wahr, um zu verstehen, dass ich sie auf diese Welt gebracht hatte.

Wenig überraschend wuchs Kezi zu einer Verteidigerin jener Menschen heran, die nicht für sich selbst eintreten können oder die ignoriert werden, wenn sie es tun. Sie machte es zu ihrer Pflicht, für die Übergangenen aufzustehen und lautstark für sie einzutreten. Als sie mir erzählte, dass sie einen YouTube-Kanal erstellt hat, mit dem sie ihren Teil dazu beitragen wolle, gegen die Ungerechtigkeit in diesem Land zu kämpfen, konnte ich sie nur ansehen und nicken. Und ich bin nicht gerade jemand, der oft sprachlos ist, das versichere ich Ihnen.«

Ich schnaube laut auf meinem Platz, und Genny stößt mich unsanft in die Rippen.

»Kezi sagte jedoch oft Dinge, die mich aus dem Konzept brachten. Einfach so fehlten mir plötzlich die Worte, und ich starrte sie nur bewundernd an. Verstehen Sie mich nicht falsch, aber auf irgendeiner Website für Gerechtigkeit zu kämpfen, stellte ich mir nicht gerade leicht vor. Doch wenn es jemand schaffte, dann Kezi. Und sie würde es nicht nur tun, sondern damit auch erfolgreich sein. Und das war sie. Sie hatte Tausende Follower, schrieb beeindruckende Kommentare – und einmal bekam sie sogar die Chance, im Fernsehen zu sprechen. Große Organisationen wie die Ihre würdigten ihre Arbeit.«

Mom nickt dem NAPBP-Vorsitzenden kurz zu. Dann ihrem geannten Publikum.

»Aber Online-Aktivismus genügte Kezi nicht. Es dauerte nicht lange, und sie wollte in der realen Welt etwas tun, durch die Straßen marschieren, Schilder schwenken und schreien, um gehört zu werden. Und das machte mir Angst. Erschütterte mich zutiefst. Jeden Tag sah ich in den Nachrichten, wie jemand von der Polizei

niedergeknüppelt oder angeschossen wurde oder Schlimmeres. Das wollte ich nicht für meine Kinder. Nein ...«

Wieder macht Mom eine Pause, um sich zu räuspern, und ich sehe, wie Dad sich auf seinem Platz aufrichtet.

»Niemand will das«, flüstert sie. Schweigt. Keiner der Anwesenden im Saal wagt auch nur zu atmen. Ich spähe zu Genny – dieser Teil der Rede ist neu.

»Mein Vater verlor seinen Dad, als er noch klein war. Meinem Großvater widerfuhr nie Gerechtigkeit. Er war nur einer von vielen Schwarzen, der im Jim-Crow-Süden den Geheimnissen der Nacht zum Opfer fiel. Aber wenigstens weilte er lange genug auf dieser Erde, um sich zu verlieben. Eine Familie zu gründen. Sich selbst ein bisschen kennenzulernen. Mei... meiner Tochter war das nicht vergönnt.«

Die vergangenen Monate waren für Mom ein einziger andauernder Auftritt gewesen. Wie in einer Endlosschleife hatte sie immer wieder denselben Text abgespult. Aber das bedeutete lediglich, dass sie großartig war. Du konntest sie fragen, was du wolltest, sie hatte die Antwort parat und wusste, wie die Show endete. Donnernder Applaus. Tränengefüllte Augen. Lautes Schniefen.

Meine Mutter ist die geborene Rednerin, die ein Publikum in den Bann schlägt, es bis vor die Tür unseres Schmerzes und dann wieder hinführt, weiter weg von dem, was wir erlebt haben, und näher zum Versprechen der Hoffnung. Bis zu dem Tag, an dem solche Dinge nicht mehr passieren würden. Sie ist verdammt gut darin geworden, für sich persönlich eine Distanz zu diesen Augenblicken aufzubauen. Letztlich spielt sie eine Rolle, ihre echte Trauer liegt zusammengefaltet in einer kleinen

Schachtel und wird nur in der Privatheit ihres Zuhauses hervorgeholt. Wird zusammen mit einer Flasche Wein entkorkt. Das bekommen die Menschen nie zu sehen.

Bis heute. Bis zu diesem Moment.

Es ist totenstill im Saal, während meine Mutter trauert. Die sonst so undurchdringliche Barriere zwischen ihrem gebrochenen Herzen und der Öffentlichkeit zerspringt in Millionen Splitter. Ich spüre das Stechen in meinen Augen.

»Mein Baby«, keucht sie. »Kezi.«

Ein Jammerlaut entweicht ihren Lippen, genauso tief und melancholisch wie das Meer. Mir ist plötzlich heiß, das Blut schießt durch meine Adern, aber leider nicht annähernd schnell genug zu meinem Gehirn, als dass es mir sagen könnte, was ich tun soll. Denn irgendetwas muss ich tun. Genny wirkt betroffen, weiß auch nicht, wie sie reagieren soll. Ihre Finger finden das lockere Gummiband, das sie stets am rechten Handgelenk trägt. Sie lässt es fest gegen ihre Haut flitschen. Wieder und wieder. Immer wieder. Röte kriecht ihren Arm hinauf.

Ich frage mich, wie übel zugerichtet Kezi wohl war, als sie starb. Wie lange sie schrie, bevor ihre Kehle brannte und sie nicht mehr konnte. Falls sie überhaupt schrie. Aber ich kann nicht lange darüber nachdenken. Das Grübeln nimmt mich mit dorthin, wo sie in einer Flamme der Qual vergeht, wieder und wieder.

Das Schlimmste, was meiner Familie je passieren konnte, ist eingetreten, vor genau hundert Tagen. Seither hat jeder Tag einen weiteren Backstein auf unsere Rücken geladen, ein weiteres Glied zu der Eisenkette hinzugefügt, die uns durch Blut und Feuer vereint. Politiker

machen immer Versprechungen, was sie während der ersten hundert Tage im Amt alles umsetzen wollen. Aber niemand spricht über die ersten hundert Tage nach einem Todesfall. Wie du immer noch damit rechnest, dass deine Schwester jeden Moment ihre Lehrbücher auf den Küchentisch knallt. Wie deine Nase immer noch erwartet, die Avocado-Honig-Haarpackung zu riechen, die sie einwirken ließ, während sie am Wochenende Videos bearbeitete. Ein Schrein. Eine Krypta.

Sie kann nicht tot sein.

Über sie in der Vergangenheitsform zu sprechen, fühlt sich auf meiner Zunge immer noch merkwürdig an.

Und wenn ich einfach die Augen schließe ...

Aber wir sind nach wie vor hier.

Mein Dad ist ein muskulöser, schweigsamer Typ. Er hält sich lieber im Hintergrund und lässt meine Mom die gemeinsame Stimme sein. Heute funktioniert das jedoch nicht. Nicht wenn sie vor Hunderten von Menschen steht und jeden Moment zusammenzubrechen droht. Vor Erschöpfung. Vor Verzweiflung. Denn selbst wenn die Welt von nun an perfekt wäre, wenn all ihre Reden und Interviews dafür sorgen würden, dass nicht ein einziger weiterer Tropfen in die Flüsse und Seen des Blutes Unschuldiger fällt, wird Kezi weiterhin tot sein.

Also zieht Dad die Aufmerksamkeit auf sich. Er springt von seinem Stuhl hoch und ruft seiner Frau zu: »Es ist in Ordnung, Mimi.«

Er braucht nicht lange, bis er bei ihr ist, seine kräftigen Arme um ihren zitternden Körper legt. Um den einzigen Menschen in seinem Leben, der weiß, wie es sich anfühlt, wenn ein Teil deines menschlichen Vermächtnisses ausge-

löscht wurde. Genny, die Aufmerksamkeit normalerweise scheut, marschiert ebenfalls zielstrebig zur Bühne. Um das Rückgrat ihrer Familie zu verstärken.

Ich weiß, was ich jetzt tun sollte. Ich muss nicht nach rechts oder links oder hinter mich schauen, um zu erkennen, was diese Menschen von mir erwarten: dass ich zu meiner Familie gehe und unseren gemeinsamen Kummer teile. Mithilfe, uns gegenseitig zu stützen. Aber nur eine hauchdünne Wand trennt meine schmerzende Traurigkeit von der Maske der Gefasstheit, die ich trage.

Also kann ich es nicht. Ich kann meinen Beitrag nicht leisten.

Ich stehe ebenfalls auf. Genny schaut mich an. Und als ich meiner ältesten Schwester und meinen Eltern auf der Bühne den Rücken zuwende, mich durch den Gang schleppe, langsam genug, dass jedes entsetzte Gesicht klar und menschlich bleibt, weiß ich, dass mir ihre Blicke folgen.

So bin ich nun mal. Verkrieche mich.

Ich stürme durch die Doppeltür.

Ich laufe weg.

KAPITEL 2

KEZI

MONTAG, 16. APRIL –
1 TAG VOR DER FESTNAHME
LOS ANGELES, KALIFORNIEN

Ich musste gestorben und in der Hölle gelandet sein.

Ganz sicher.

Warum sonst zwang mich das nervtötende Geplärre meines Weckers aufzuwachen? Um halb sechs. Morgens! Es war Mitte April in meinem letzten Jahr an der High-school. Ich sollte wie alle Seniors im Abschlussjahr an einer mysteriösen, aber äußerst akuten Unlust erkranken, die nur durch Ausschlafen kuriert werden konnte. Und ich? Lag da und murmelte meinen morgendlichen Countdown vor mich hin.

»Acht ... sieben ... sechs ... fünf ... vier ... vier ... vier ... drei ... nein, bitte nicht ... zwei ... EINS!«

Ich riss mir die Decke vom Gesicht und sprang aus dem Bett, bevor meine ultrabequeme Matratze und die flauschigen Kissen mich wieder in ihr warmes Nest zurücklocken konnten.

Bumm, bumm, bumm.

Verständlich. Ich schlurfte hinüber zu der Wand, hinter der das Zimmer meiner jüngeren Schwester Happi lag, und klopfte zweimal. Zwei Silben. *Sor-ry*. (Dafür, dass ich so laut gezählt und dich aufgeweckt habe, weil ich mich selbst wecken wollte.)

Stille.

Ich zog mir dicke, warme Kniestrümpfe an und tapste zu meinem Schreibtisch hinüber. Am Abend zuvor hatte ich hier noch an meinen Geschichtshausaufgaben gesessen. Ich belegte freiwillig einen Advanced-Placement-Kurs zur US-amerikanischen Geschichte, einen Kurs auf College-Niveau, mit dem ich im besten Fall auch jetzt schon Credit Points fürs College sammeln konnte. Auf dem zugeklappten Laptop lagen fein säuberlich beschriftete Seiten, denn Mr Bamhauer, mein Lehrer in diesem Kurs – der mich vermutlich genauso an Fräulein Knüppelkuh erinnerte wie ich ihn an die altkluge Matilda –, war ein Fan altmodischer Arbeitsweisen. Er verlangte, dass wir unsere Hausaufgaben handgeschrieben auf liniertem Papier einreichen, und zwar in so großer Schrift, dass er zum Benoten seine Lesebrille nicht aufsetzen musste.

Ich überflog die wichtigsten Punkte zur Afroamerikanischen Bürgerrechtsbewegung, die mit ziemlicher Sicherheit im Test in weniger als einem Monat abgefragt würden: *Brown v. Board of Education of Topeka*. *Emmett Till*. *Der Marsch auf Washington*. *Civil Rights Act von 1964*. *Voting Rights Act von 1965*. Mit jedem Stichpunkt wurde der Wasserhahn in meinem Hirn, der mich mit Fakten füllte, ein wenig weiter aufgedreht. Doch für mich war *Brown v. Board of Education* nicht nur irgendein Prozess. Dieser Prozess hatte *Plessy v. Ferguson* entkräftet, das rassistische

Gerichtsurteil, das die Ideologie der Rassentrennung legitimiert hatte: »seperate but equal« – »getrennt, aber gleich«. *Brown v. Board of Education* schlug einen weiteren Nagel in den monströsen Sarg der rassistischen Jim-Crow-Gesetze und ebnete den Weg für die Little Rock Nine. Natürlich konnte Mr Bamhauer nur das wiedergeben, was in den Geschichtsbüchern stand, aber aus seinem Mund klang immer alles so trocken und gleichgültig. Für ihn waren diese weltverändernden Menschen lediglich Namen und Daten in einem Buch. Mehr nicht. Sie hatten keine Seelen. Oder Träume.

Doch ich dachte bei *Brown v. Board of Education* sofort an das kleine Mädchen Linda Brown. Ich stellte mir vor, wie die neunjährige Linda sich gefühlt haben musste, als man ihr sagte, sie könne nicht in die Schule ein paar Straßen weiter gehen – die Schule, die alle ihre weißen Freundinnen in der Nachbarschaft besuchten –, und zwar nur wegen ihrer Hautfarbe. Ich spürte ihr Herzklopfen, als ihr zutiefst erschütterter Vater von seinem Gespräch mit dem Schulleiter zurückkam. Ich stellte mir die gedämpften Stimmen von Oliver und Leola Brown vor, die am Küchentisch die Entscheidung trafen, vor Gericht zu ziehen, und genau wussten, was das bedeutete. Und ich dachte an all die anderen Eltern, schon ganz krumm von der Last ihrer Verzweiflung und Angst, aber trotzdem voller Entschlossenheit. Einfache Leute aus Delaware, Washington DC, South Carolina und Virginia, die beschlossen hatten, die Rassentrennung nicht länger zu akzeptieren.

Ich saugte die amerikanische Geschichte auf wie Wasser, in all ihrer problematischen Pracht. Schließlich war es *meine* Geschichte. Evelyn, die Großmutter meines Vaters,

hatte sich im Zuge der Great Migration nach Kalifornien aufgemacht, nachdem ihr Ehemann im Zweiten Weltkrieg im Ausland gefallen war. Er starb für ein Land, das ihm das Recht absprach, es Heimat zu nennen. Joseph, der Großvater meiner Mutter, war sogar in ebendiesem Land ermordet worden, im Süden, wo die rassistischen Jim-Crow-Gesetze am längsten galten. Und das waren nur unsere Familiengeschichten.

Ich war eigentlich keine Frühaufsteherin, aber sobald ich mir mal den Sand aus den Augen gerieben hatte, konnte ich sie nicht mehr schließen. Nicht bei all den Stimmen, die mir ihre Geschichten zuriefen und verlangten, dass man sich an sie erinnerte. Ich musste ihnen einfach zuhören.

Nachdem ich fast eine Stunde gelesen hatte, klingelte mein Wecker erneut und schreckte mich auf. Ich ging wieder hinüber zu der Wand und klopfte eine weitere Silbennachricht: *Hap-pi! Auf-wa-chen!* Sie stöhnte laut. Ich musste kichern. Happi hasste es noch mehr als ich, früh aufzustehen.

Während ich darauf wartete, dass die Dusche frei wurde, loggte ich mich in den E-Mail-Account ein, den ich für meinen YouTube-Kanal benutzte. Ich meldete die üblichen Spam-Mails, beantwortete kurze Nachrichten von Fans und markierte Einladungen und Anfragen, die ich später bearbeiten wollte.

Doch eine Nachricht erregte meine Aufmerksamkeit.

Oh Kezi, ich habe gestern einen Artikel über parasoziale Beziehungen gelesen. Es ging um diese armseligen Leute, die glauben, mit einem Star befreundet zu sein, weil sie im

Internet ein unscharfes Foto von ihrem Baby gesehen haben. Die jedes einzelne Interview nach der Shampoo-Marke durchforsten, um sie dann auch zu benutzen. Als ob sie das den Stars näherbringen würde. Erst habe ich nicht weiter darüber nachgedacht, aber dann konnte ich die ganze Nacht nicht schlafen. Und habe überlegt, ob du mich wohl auch so siehst. Wie irgendeinen Freak aus dem Internet.

Aber dann habe ich mir immer wieder gesagt, sie ist viel zu gut dafür, viel zu klug, sie versteht auf jeden Fall, dass einige ihrer Abonnenten besonderer sind als andere. Und ich bin mehr als ein Abonnent. Ich bin Mitstreiter. Ein Rettungsanker. Wir verstehen einander. Niemand weiß besser als ich, wofür du kämpfst und wie schwer das ist. Trotzdem habe ich die ganze Nacht darüber nachgedacht. Bin fast wahnsinnig geworden. Habe mich immer wieder im Kreis gedreht, bis ich irgendwann über etwas gestolpert bin. Über deine eigenen Worte.

Ich versuchte zu schlucken, doch mein Hals war wie ausgedörrt. Wellen von Übelkeit rollten über mich hinweg, und ich schlang die Arme um meinen Körper, um mich zu beruhigen.

Du sagtest: Wir stehen zusammen. Das weißt du noch, oder? Im Rathaus vor zwei Wochen bei diesem Jugendgremium. Und da hast du diese wundervollen Worte gesagt, wie man selbst im Angesicht der Hoffnungslosigkeit nicht die Hoffnung verliert: »Auch wenn es ganz dunkel ist, wenn du das Gefühl hast, dass du ganz allein bist und niemand an deiner Seite steht, denk immer daran: Ich stehe an deiner Seite. Unsere Gemeinschaft steht an deiner Seite. Du bist

alles andere als allein, denn schon vor uns haben Menschen gekämpft, und nach uns werden andere kommen, und viele erheben sich schon jetzt mit dir. Solange wir zueinanderstehen und weiterkämpfen, gibt es Hoffnung.«

Als ich mich an diese Worte erinnerte, kamen mir die Tränen. Heute Abend kann ich beruhigt schlafen, denn ich weiß, dass ich nicht allein bin. Ich habe die Hoffnung nicht verloren. Ich habe dich.

Der Absender war ein *mr.no.struggle.no.progress*. Der E-Mail war ein Video angehängt, und das Blut rauschte mir in den Ohren, als ich das Gesicht im Thumbnail erkannte: Es war mein eigenes. Mein zitternder Finger bewegte den Cursor auf den Play-Button, und da war ich, bei der Veranstaltung, die der Absender beschrieben hatte. Ange-regt sprach ich genau die Worte, die der Fremde so sorgfältig transkribiert hatte. Die Kamera schwenkte langsam durch den Raum, während meine Stimme weiter zu hören war.

Ich erinnerte mich an diese Veranstaltung. Ich war fast zu spät gekommen, weil Happi am selben Tag für ein Shakespearestück am Schultheater vorgesprochen hatte. Das hatte länger gedauert als gedacht, und statt meine Schwester wie geplant nach Hause zu bringen, hatte ich sie mitgeschleppt. Da saß sie, zwischen Derek und Ximena, die ebenfalls zu meiner Unterstützung gekommen waren. Die gewöhnlichen Publikumsgeräusche waren vernehmbar, ein Baby, das glücklich vor sich hin brabbelte, ein Chor aus raschelnden Blättern, ein erkälteter Mann, der mit seinem Niesen hin und wieder meine Stimme übertönte.

Die Kamera schwenkte weiter durch den Raum, und mir fiel eine Gruppe auf, die an der hinteren Wand stand. Für eine Versammlung im Rathaus war der Saal tatsächlich erstaunlich voll gewesen, und ich erinnerte mich, dass viele Leute nur deshalb gekommen waren, weil sie mich von meinem YouTube-Kanal kannten: *generationkeZi*. Als die Sitzung vertagt wurde, war über die Hälfte des Publikums aufgesprungen und auf mich zugekommen, um ein paar Worte mit mir zu wechseln. Einige waren aber auch ein paar Meter entfernt stehen geblieben und hatten nur zugehört.

Wer hatte mir diese Nachricht geschickt? Ein Fan, mit dem ich nicht gesprochen hatte? Vielleicht die Person hinter der Kamera? Jemand, der sich besonders angesprochen gefühlt hatte?

Meine Schlafzimmertür öffnete sich leise knarzend, und ich wandte mich ruckartig um. Unbewusst hatte ich nach dem silbernen Play-Button auf meinem Schreibtisch gegriffen, den YouTube mir geschickt hatte, als ich einhunderttausend Abonnenten erreichte. Ich hatte plötzlich das Bedürfnis, die schwere silberne Platte drohend über den Kopf zu heben.

»Bad ist frei«, sagte Happi gähmend. Als ihr Blick auf meine Hände fiel, die sich um meinen YouTube-Award krampfhaft verengte, leicht die Augen.

»Danke, ich geh gleich«, antwortete ich ihrem Hinterkopf, denn sie war schon wieder aus dem Zimmer getapst.

Stattdessen umklammerte ich die Plakette noch fester und saß wie eingefroren da.

Schon wieder er.